

Dorothea Kolland

Kultur – Werkstatt für Entwicklung

„Die große Aufgabe der Kunst ist es, die Gesellschaft ständig zu konfrontieren mit anderen Möglichkeiten.“ (Robert Jungk)

Lange Jahre schienen sich die Wege der Kunst und der Gropiusstadt erst im Unendlichen zu schneiden. Waren die Pfadfinderarbeiten einer Kunstamtsleiterin schon im Bezirk Neukölln insgesamt mehr als steinig, so schienen sie hier lange Jahre hier zu scheitern. Die Gropiusstadt erwies sich als härteste Nuß, die ich zu knacken hatte in den 20 Jahren meiner Neuköllner Arbeit. Entgegen aller Erwartungen, nach viel Lehrgeld und Blessuren scheint es doch gelungen zu sein – und der Kern ist süß.

Kleine Kulturralley durch die Gropiusstadt und ihre Geschichte

- Von Hünengräbern zu Buddy-Bären

Kunst in einer Stadt ist zunächst über ihre Präsenz im öffentlichen Raum wahrnehmbar. In der Gropiusstadt irrt man lange vergeblich herum bei einer solchen Suche. Rund um den U-Bahnhof Lipschitzallee wird man schließlich fündig: Hinter einem großen Gebäude, das wie eine gut befestigte Burg eine kleine Einkaufspassage beherrscht und das sich als das „Gemeinschaftshaus in der Gropiusstadt“ entpuppt, steht eine abstrakte kleine Plastik allein und verloren auf dem Bat Yam-Platz, der so nichts an urbaner Qualität an sich hat, die von einem Platz zu erhoffen wäre: das Geschenk des italienischen Bildhauers Paolo Marrazzi aus der Neuköllner Partnerstadt Marino. Vor dieser Skulptur ließe sich trefflich ein Proseminar darüber abhalten, daß Kunst, so sie in den öffentlichen Raum gestellt wird, auch etwas mit diesem zu tun haben sollte. Aber geschenkt ist geschenkt (dies gilt nicht nur in Neukölln). Beim Rückweg zur U-Bahn im Innenbereich des Lipschitzplatzes stolpert man über merkwürdige Steinwellen, die man als Vorratsmieten, Hünengräber oder Reste von Verschanzungen deuten kann. Sie stören die Bewegungsfreiheit auf dem Platz und betonen die Unwirtlichkeit des Raumes vor der Trutzburg Gemeinschaftshaus. Kinder nutzen die Wellen für Fahrradhindernislauf, Fußgänger stolpern über die Bepflasterung. Doch Vorsicht: Dies ist das zentrale „Kunst-im-öffentlichen-Raum“-Objekt der Gropiusstadt, gestaltet 1973 von Barnabas von Sartory. Das Proseminar ließe sich hier fortsetzen, unter dem Motto „Wie kann Kunst die Unwirtlichkeit von Städten intensivieren“.

Da die Gropiusstadt dann „fertig“ war, kam auch nichts neues dazu; Überlegungen Ende der 80er Jahre, im Zuge von geplanten Wohnumfeldverbesserungen Kunst, die unter Beteiligung der Gropiusstädter entstehen sollte, in den öffentlichen Raum zu integrieren, scheiterten, denn nach der Wiedervereinigung wurden alle Mittel für Stadtumbau in den Ostteil der Stadt transferiert.

Die einzigen aktuellen „Kunst“-Objekte, die uns im Jahre 2002 in der Gropiusstadt begegnen, sind die bunten Buddy-Bären rund um den Magnet „Gropius-Passagen“, liebevoll-niedlich von Künstlern bemalt. Sie werden den Weg aller Berliner Buddy-Bären gehen.

- Das Gemeinschaftshaus – Stadthalle der Gropiusstadt

Man vergaß zwar beim Bau der Gropiusstadt die wichtigsten Berliner Kommunikationszentren, die Eckkneipen, man plante aber von vornherein den Bau des „Gemeinschaftshauses“ mit der Raumkapazität einer Stadthalle einer größeren Provinzstadt. Die in der Tradition einer Festung von Anatol Ginelli erbaute (und entsprechend gut gegen Besucher zu verteidigende) Anlage umfaßt mit mehreren Gebäudetrakten einen kleinen

Innenhof, dessen zentraler Brunnen (ebenfalls von Barnabas von Sartory gestaltet) seit langem versiegt ist.

Das Gemeinschaftshaus war von vornherein eher als Bürger- denn als Kulturhaus angelegt, bietet aber bis heute wichtige Möglichkeiten für Kultur: Werkstätten für Kreativkurse, Räume für die Musik- und Volkshochschule, eine Stadtteilbibliothek, einen Senioren- und einen Miniclub, ein großzügiges Foyer, einen riesigen Versammlungsraum, Sporträume, ein Restaurant, eine Kegelbahn. Die Personalausstattung des Hauses deutet auf seine langjährige Funktion hin: Ein Leiter (mit nicht-kulturellem Profil) und bis vor kurzem sechs Hausmeister. Das Haus wankte in seiner Zuständigkeit zwischen der Abteilung Volksbildung und dem Bürgermeister hin und her, erst als kein Geld mehr da war und das Haus zu verelenden drohte, wurde es dem Kulturredirektor zugeordnet.

Es hat sich gemauert in den letzten Jahren; der große Saal (bis zu 700 Plätzen) ist zwar kaum mehr bespielbar und lebt eher bei großen Versammlungen und vereinzelt Feten; der ehemalige Tischtennisraum aber ist zum Theatersaal umgestaltet und wird lebhaft genutzt, vor allem durch Kindertheater und Kleinkunst. Die kleineren Räume florieren alle; seine Funktion als Gemeinwesenzentrum erfüllt dieses Haus nach wie vor und offener denn je. Es versteht sich mittlerweile weniger als Stadthalle, sondern auch als Mini-Braintrust der Kultur in der Gropiusstadt.

- Die Kunst

Alle Versuche, die Gropiusstadt in das Kulturleben Neuköllns aktiv einzubeziehen, scheiterten lange Jahre. Das lag nicht nur an der Gropiusstadt.

Da Neukölln bis 1983 keine kommunale Galerie und bis 1990 kein Kulturzentrum hatte, war das Kunstamt – so hieß es damals noch – zu Gast im Gemeinschaftshaus. Insbesondere seine traditionelle Abonnements-Konzertreihe fand dort statt, offen für ganz Neukölln. Als ich 1981 dort mein erstes, noch von meinem Vorgänger geplantes Konzert zu absolvieren hatte, traf ich auf einen riesigen, halbvollen Saal mit dem Charme eines Kühlschranks der 70er Jahre. Im Laufe der nächsten Jahre führte ich hier einen kleinen Kunstkrieg. Als mit zeitgenössischer Musik vertraute Musikwissenschaftlerin bestand ich vor meinem Gewissen darauf, in jedes Konzert ein Werk des 20. Jahrhunderts zu implantieren. Die Konzertprogramme waren intelligent, die Künstler, die für uns bezahlbar waren, gut – aber die Programmstruktur war gegen die Vorlieben des Publikums gerichtet, dessen Altersdurchschnitt im Lauf der Jahre von 65 auf 75 wuchs und das gerne heitere Operettenmedleys hörte. Die anderen Gropiusstädter Musikfreunde waren längst Stammgäste in den großen Konzertsälen der Stadt geworden. Wir verloren beide, das Publikum und ich. Als der „Saalbau“ in der Neuköllner Innenstadt wiedereröffnet wurde, starb die Konzertreihe heimlich, still und leise.

Ein anderer wichtiger Versuch in den Anfangsjahren war das Kunstfest „Künstler im Kiez“. Ich war der festen Überzeugung, es sei notwendig, die Gropiusstädter aktiv in Kulturarbeit einzubeziehen. Zusammen mit Künstlern und Studenten der Hochschule der Künste boten wir Mitmach-Aktionen im theatralen, musikalischen und bildnerischen Bereich an. Die Feste waren wunderschön, nur leider blieben die Gropiusstädter – bis auf die Kinder – fern. Die Hochhaussilos waren offenbar für neue Konzepte der Kulturarbeit undurchdringlich. Auch diese Versuche stellten wir ein. Wieder eine Niederlage.

- Kulturwüste

Gelang es im Laufe der Jahre, im alten Postbezirk 44 – Neukölln vom Hermannplatz bis zur Grenzallee – ein produktives Kulturleben aufzubauen, blieb die Gropiusstadt, von einzelnen Projekten abgesehen, aus der Perspektive des Kunstamtes eine Kulturwüste. Als bei der Wahl 1989 in einigen Wahlbezirken der Gropiusstadt die Quoten der Rechtsradikalen bis an die 15% reichte, wurde dies nicht zuletzt der Kultur um die Ohren geschlagen. In einer großen ARD-Reportage wurden die Schuldigen gesucht und bei denen, die für die Atmosphäre eines

Gemeinwesens zuständig sind – Kultur, Kirche, Küche (s.Eckkneipen) – gefunden. Nach den objektiven Problemen der Menschen und nach den Strukturproblemen dieser Trabantenstadt wurde nicht gefragt.

Natürlich war die Kultur Teil dieses Problems, das aber nicht lösbar war durch mehr Kulturveranstaltungen, sondern nur durch eine Veränderung der Lebensperspektiven, der Kommunikationsstrukturen und der Öffnung der Silos.

Das katastrophale Wahlergebnis wiederholte sich in dieser Schärfe nicht, die Probleme aber blieben bestehen, und niemand auf einer politisch verantwortlichen Ebene kümmerte sich ernsthaft um die Gropiusstadt, sie dümpelte in heftige Probleme.

Bauliche Mängel, zu hohe Verdichtung, zu geringe soziale Durchmischung, Überalterung, Wohnungsleerstand, fehlende gemeinsame Konzepte der Wohnungsbaugesellschaften, punktuelle Ballung von sozialen Problemen, fehlende Konzepte wirtschaftlicher Entwicklung, Verödung von Subzentren, Fehlen von sozialen und kulturellen Infrastrukturen, hohe Arbeitslosigkeit der Mieter stauten sich zu einem Probleberg. Einige dieser Probleme resultierten aus Geburtsfehlern der Gropiusstadt, wie z.B. die Ballung von Mietwohnungen im sozialen Wohnungsbau, die zwar historisch erklärbar ist, aber wenig soziale Mischung zuließ. Die objektiven Probleme hinterließen Spuren in den Köpfen der Menschen: Geringe Identifikation mit dem Wohnumfeld, geringe Mitverantwortung für den Stadtteil, mangelnde soziale Vernetzung, Sackgassenbewußtsein, Einigeln in die eigenen vier Wände, Abwehren von Veränderungsprozessen, Xenophobie, zunehmende Gewaltbereitschaft, Gefühle der sozialen Deklassierung, Orientierungslosigkeit. Das "Gründerbewußtsein" der Zeit vor 25 Jahren war dem Gefühl des "Auslaufmodells" gewichen.

Die Situation in der Gropiusstadt schmerzte wie eine Amfortas-Wunde die ehrgeizige Kulturamtsleiterin: Zwar hatte sich die Kulturlandschaft in Neukölln gerade im Laufe der 90er Jahre hervorragend entwickelt, aber die Freude darüber wurde durch unser Versagen in der Gropiusstadt deutlich dezimiert. Langsam trat neben das Wahrnehmen der stadträumlichen und sozialen Probleme die Erkenntnis der eigenen Fehler: Aus gutgemeintem Sendungsbewußtsein heraus hatte ich versucht, Kultur, Kunst in die Gropiusstadt zu implantieren, ohne genügend auf Verträglichkeiten und Abstoßungsreaktionen zu achten. Was ich als Gleichgültigkeit, Kulturfeindlichkeit, Einmauerungsmentalität interpretiert hatte, hatte viel mehr mit Abwehr von Fremdem, Ungewohntem zu tun und meiner mangelnden Aufmerksamkeit den kulturellen Interessen und Gewohnheiten der Gropiusstädter gegenüber. Und ich hatte zu wenig Gesprächsangebote gemacht, um eine Annäherung zu ermöglichen. Da wir aber keinerlei Gropiusstädter Anker hatten, keinen Ort, der wirklich mit Kultur identifiziert wurde, waren meine Karten extrem schlecht. So griff ich begeistert zu, als 1996 die politische Möglichkeit bestand, das Gemeinschaftshaus aus der Bürgermeisterzuständigkeit heraus dem Kulturamt zuzuordnen. Die Mitgift war mager: Der Veranstaltungsetat, der in Hochzeiten mehr als 300 000 DM betragen hatte, war auf 50 000 DM zusammengeschrumpft, das Personal wurde erheblich dezimiert, die Bausubstanz war marode, eine Großrenovierung abgesagt. Dennoch – endlich gab es einen Stützpunkt in der Gropiusstadt, endlich war eine Chance für Entwicklung gegeben. Geld macht zwar glücklich, aber Ideen sind wichtiger.

Dies wurde der Ausgangspunkt für eine Neukonzeption der Kulturarbeit in der Gropiusstadt, die sich in den vergangenen Jahren zu einem wichtigen Kern für Zukunft dieser Trabantenstadt insgesamt entwickelt hat. Der Weg der Erkenntnis war mühselig und dauerte viel zu lange, aber er führte zu neuen Perspektiven. Dieser Weg gelang, weil er sich an drei entscheidenden Grundstrategien und –überzeugungen für kommunale, für Stadtteilkulturarbeit orientierte, die wir in Neukölln – so sagen uns andere – in beispielhafter Weise entwickelt

haben: Wir begreifen Kulturarbeit als **Netzwerkarbeit**, als Kooperationssystem aller im Gemeinwesen aktiver Kräfte, wir begreifen **soziokulturelle Arbeit als Motor für Stadtentwicklung**, und wir lassen nicht ab von der Überzeugung, daß **die innovative Kraft von Kunst** entscheidender Kern der Arbeit sein muß und damit unsere Arbeit von traditioneller Sozial- und Gemeinwesenarbeit unterscheidet

- **Der Start in die Zukunft: Die 1.Kulturkonferenz der .Gropiusstadt**

Unsere Bemühungen in der Gropiusstadt und ihr langes Scheitern sind der beste Beweis dafür, daß Kultur als Fremdimplantat keine nachhaltige Struktur für kulturelles Leben entfalten kann.

So luden wir im Herbst 1997 alle die, die in den verschiedenen Strukturen und Entscheidungsebenen der Gropiusstadt eine Rolle spielten, zu einer Beratung über die kulturelle Zukunft der Gropiusstadt ein. Gemeinsam sollte sie entwickelt werden, gemeinsam sollte sie getragen werden.

Das Eingangsstatement der Kulturamtsleiterin für diese Kulturkonferenz liest sich wie eine Agenda der auf uns zukommenden Aufgaben und soll hier als wichtiges Dokument auf unserem neuen Weg wiedergegeben werden.

Möglichkeiten der Kultur in der Gropiusstadt

1. Die Möglichkeiten von Kultur, reale soziale und gesellschaftliche Mängel und Probleme zu beheben und Defizite zu beseitigen, sind sehr gering. Die Mängel zu vertuschen wäre einmal mehr eine verlogene Wohnumfeld-Verbesserungsmaßnahme. Eine Notnagel-Funktion von Kultur muß zurückgewiesen werden, und doch steckt ein Körnchen Wahrheit in der Forderung, die sich auf Kultur in einem sehr umfassendem Sinne bezieht, denn das subjektive Gefühl von Lebensqualität, das soziale Zusammenleben und seine daraus sich ergebenden Kommunikationsformen sind natürlich Bestandteile unserer Lebenskultur. Nur - die auf dem Tisch liegenden Probleme der Gropiusstadt sind nicht durch Kunstevents, schon gar nicht von einem kleinen, immer weiter reduzierten Amt zu lösen, sondern gehören zu dem großen Komplex von Stadtentwicklung. Die verantwortlichen Institutionen werden hierzulande aber nur dann aktiv, wenn neue Flächen zuzubauen sind; eine "neue Maßnahme" in einer Stadtregion, so wurde mir bei der Senatsverwaltung gesagt, wird nur dann aufgelegt, wenn sich die Menschen tatsächlich die Köpfe einschlagen. Das nennt sich dann "Gewaltprävention", die dann einsetzt, wenn es im Grund schon zu spät ist
2. Ist Kultur, Kunst machtlos, nur als Tünche zu gebrauchen? Wir wissen alle, daß Kultur weit mehr ist, weit mehr auch als reines Vergnügen. Kunst kann Ideen, Utopien formulieren, Phantasie und Kommunikation in Gang setzen. Die großen Chancen und Möglichkeiten von Kultur liegen dort, wo es gilt, das Gesichtsfeld zu weiten. Ein Bauhaus-Malerei-Professor sagte neulich in einem Fernsehinterview, was er denn seine Studenten lehren könne: "Mehr sehen". Mehr sehen, mehr, Neues wahrnehmen, Scheuklappen ablegen, bereit werden, mehr über andere Menschen zu erfahren, auf andere Menschen, neue Menschen zugehen, offen werden für neue Sichtweisen, andere Kulturtraditionen als Bereicherung wahrnehmen - dies sind Möglichkeiten der Kunst, der Kulturarbeit. Diese Grundüberzeugung stimmt mich optimistisch, Kulturarbeit in der Gropiusstadt nicht an den Nagel zu hängen.
3. Die Gropiusstadt ist in einer Umbruchsituation, die ein Gefühl der Orientierungslosigkeit, ja eines "Auslaufmodells" hervorgerufen hat. Ein Hobby-Film von Heinz Bredow gibt etwas von der Aufbruchstimmung vor 25 Jahren wieder; ein anderer Film von Rolf Opprower, 1966 für den SFB gedreht, macht ebenfalls das Gefühl des "Es wird mit Berlin

alles besser, die Stadt wird modern” deutlich. Als ich vor einiger Zeit im von ehemaligen Senator Hassemer installierten Stadtforum zu Gast war, stellte man sich dem Thema “Großsiedlungen”. Die - meist aus dem Westen kommenden - Stadtplaner und Architekten sangen das Elend der Großsiedlungen, festgemacht an der Gropiusstadt und dem Märkischen Viertels, bis sie irritiert innehielten: Eine Bewohnervertreterin aus Marzahn legte sehr überzeugend dar, wie wohl sich die Menschen in den Plattenbau-Stadtteilen fühlen, wie sie die neue Umgebung als absolute Verbesserung ihrer Wohn- und Lebenssituation wahrnahmen und dort weiter leben wollen. Der gleiche Optimismus sprach aus ihr, der auch die alten Filme kennzeichnet. Diese Euphorie, dieser Optimismus für die Gropiusstadt ist vorbei. Das ist nach 30 Jahren normal. Doch das Aufbruchgefühl ist heute, nach 30 Jahren, nicht in ein selbstbewußtes Kiezgefühl übergegangen, wo man zwar viel zu meckern hat, sich aber doch zuhause fühlt, sondern einem Gefühl der sozialen Deklassierung, des Kaputtgehens gewichen - ohne daß das Gefühl eine entsprechend dramatische reale Basis hätte. Dies Gefühl wird durch Medienberichte gefördert.

4. Die Gropiusstadt steht vor einem Scheideweg, der unvermeidlich ist, denn strukturelle und ökonomische Veränderungen werden in jedem Fall greifen. Gropiusstadt ist Teil einer modernen Großstadt, die seit eh und je vom Zuzug neuer, immer zunächst fremder Menschen gelebt hat (der typische Berliner ist früher in Schlesien, zu Westberliner Zeiten in Schwaben geboren). Durch die Bewohnerstruktur der ersten Phase - junge Familien - kamen lange keine “Neuen” nach Gropiusstadt, schon gar keine Menschen aus nicht-europäischen Kulturen. Nun aber kommen andere Menschen, Fremde. Werden sich die Alteingesessenen “einbunkern”, sich abschließen gegen Neues und gegen neue Menschen, oder gelingt es ihnen, eine Öffnung und Veränderung mit den Neuen zusammen zu vollziehen und Teil einer weltoffenen Stadt zu werden?
5. Die Einbunkerungsmentalität - darüber sind sich sicher alle einig - wird keine Zukunftsperspektive zulassen. Deshalb müssen wir uns vor allem damit auseinandersetzen. Sie ist begründet in Angst vor Neuem, Fremdem (wobei “fremde Nationalität” oder Kulturtradition nur ein Teil dieses Fremdheitskomplexes ist). Wer je über das Problem von Fremdenangst nachgedacht hat, weiß, daß es seine Basis in Angst um die eigene Existenz, in Problemen eigener Identität und fehlenden Selbstbewußtseins hat. Verunsicherung ist der ideale Nährboden für Abschottung gegen Neues. Diese Verunsicherung hat reale Gründe; Perspektivlosigkeit, Zukunftsangst sowohl junger wie älterer Menschen sind nicht wegzureden. Gelingt es uns, bewußt zu machen, daß es nicht die neuen, fremden zuziehenden Menschen sind, die Schuld tragen an dieser Verunsicherung? Daß sie eher die Möglichkeit geben, aus der Stagnation heraus zur Formulierung eines neuen Großstadtgefühls zu gelangen?
6. Gelingt es uns, das mit Angst verbundene Gefühl, daß alles anders und schlechter wird, in ein positives Gefühl zu verwandeln, das anknüpft an das alte Gefühl vor 30 Jahren: “Wir bauen eine neue Stadt”? Die Mauern dieser Stadt sind gebaut, aber Lebensgefühl gilt es neu zu bauen. Gelingt es uns, Stolz herauszukitzeln, eine “neue” Kommune zu sein, die Neuem gegenüber offen ist? Ich persönlich sehe nur hierin eine Zukunftschance für diesen Stadtteil. Das ist eine Frage von Imagebewußtsein, von Selbstdarstellung - und eine Frage, die die Bewohner ebenso angeht wie diejenigen, die hier ihre ökonomische Basis haben wollen. Und eine Frage von gemeinsamer Verantwortung, die diejenigen zu tragen haben, die politisch verantwortlich sind für die Zukunft der Stadt und für soziale Gerechtigkeit geradestehen haben. Hier könnte und sollte man viel von geschickter Werbepsychologie lernen, für die wir alle ja leider weder Geld noch wirklich Kompetenz haben - nicht, um schlechte Wirklichkeiten wegzureden, sondern um der Zukunft eine Chance zu geben, um ein positives Gefühl für die mögliche “Neue Stadt” aufkeimen zu lassen, um auf dieses

Markenzeichen "Wir sind die neue Stadt" stolz sein zu können, dafür Heimatgefühle entstehen zu lassen. Dafür ist eine positive Identifikation nötig.

7. Es muß uns gelingen, ein Kulturangebot aufrechtzuerhalten, das unsere geringen finanziellen Möglichkeiten und die kulturellen Interessen der Gropiusstädter in Deckung bringt. Modische Event-Kultur kann unser Ziel nicht sein (und das Geld dafür haben wir gar nicht); der Level von Qualität gerade im Bereich des großen Kunst- und Kulturlebens in Berlin ist so hoch, daß wir weder adäquate Räume noch konkurrenzfähige Angebote präsentieren können – die Erfahrungen mit Konzerten im Gemeinschaftshaus waren eine bittere Schule. Es ist so, da hilft kein Weinen. Aber der Weg mit der U-Bahn in Opern, Konzerthäuser, Theater und Museen ist nicht so weit, daß er für diejenigen, die Lust und Interesse haben, nicht leistbar wäre. Was leistbar ist, sind Freizeitangebote für diejenigen, die weder Kraft noch Zeit noch Geld noch Mut haben, diesen Weg zu gehen - Kinder, Familien, Jugendliche, ältere Menschen, sozial Schwache, Menschen, die sich (noch nicht oder nicht mehr) in der Großstadt Berlin orientieren können. [Anmerkung: Zu „Areale“ im Jahr 2001 sind die Metropolen-Menschen in die Gropiusstadt gekommen!] Es war jahrzehntelang ein Uding, daß der ganze Süden Neuköllns kein vernünftiges, leistungsfähiges Kino mehr hatte. Ob die Großkinos in den Gropiuspasagen die richtige Antwort sind, wird sich zeigen, vor allem, wenn wir ihr Programmangebot kennenlernen werden. Aber grundsätzlich sind sie für die Menschen hier ein Gewinn. Angebote für Kinder und Jugendliche sind von zentraler Bedeutung. Das neue Jugendzentrum an der Lipschitzallee ist ein großer Gewinn; das Gemeinschaftshaus versucht seit einem Jahr sehr erfolgreich, Kindertheater zu etablieren. Viel zu gering sind Angebote für Senioren, die über Kaffeefahrten und Blasorchester hinausgehen. Hier wären ganz neue Wege zu gehen.
8. Die Kulturlandschaft Gropiusstadt hat für mich ein großes Plus: Es gibt hier - vieles davon um das Gemeinschaftshaus herum - Gruppen und Grüppchen von Bürgern, die sich nicht mit Bedientwerden und Berieseln zufrieden geben, sondern selbst aktiv werden wollen, in Vereinen, Zirkeln, Arbeitsgemeinschaften. Der Gebäudetrakt des Gemeinschaftshauses, in dem wir sitzen, quillt über von Wünschen nach Räumen, nicht so sehr nach Betreuung, sondern nach Möglichkeiten, sich selbst zu entfalten. Das schlimmste, was wir uns in den nächsten Jahren als Sparmaßnahme leisten könnten, wäre eine Reduzierung dieser Möglichkeiten. Die negative Seite mancher dieser Gruppen ist die "Bunkermentalität" - "Mir san mir und lassen keine Neuen rein", besonders ausgeprägt im Seniorenbereich. Doch neue Initiativen, neue Interessensgemeinschaften müssen möglich sein, und sie bedürfen oft der Starhilfe. Hier kämen sicher wichtige Aufgaben auf die Volkshochschule und auf die Musikschule zu
9. Die größte Aufgabe und Chance von Kulturarbeit müßte jedoch darin liegen, die Dialogfähigkeit von Kultur zu aktivieren, Dialogfähigkeit zwischen Altersgruppen, unterschiedlichen nationalen Kulturtraditionen. Dies zu initiieren und betreuen wäre eine Kernaufgabe soziokultureller Arbeit, die - neben der Angebotspräsentation - zu einer der Kernaufgaben von Kulturarbeit zählt. Nur leider- zu einer sehr personalintensiven Arbeit, die wenig spektakulär ist und sich im Regelfall in kleinen Gruppen mit wenigen Menschen vollzieht, und wo weder Geld noch spektakuläre Ergebnisse zu erzielen sind. Und doch sind dies die Formen von Kulturarbeit, wo Menschen am ehesten in Kontakt miteinander kommen. Es gibt viele bewährte Beispiele - Theaterworkshops, Erzählcafès, kreative Schreibwerkstätten. Es gibt genügend Künstler und Kulturleute in der Stadt, die professionell ausgebildet sind für diese Arbeit. Gelingt es uns, wenn wir unsere man- und woman-power zusammentun, Kirchen, Sozial- und Kultureinrichtungen, eine solche Arbeit zu initiieren bzw, fortzuführen? Können wir existente Vereine oder Gruppen animieren, die neuen Menschen der Gropiusstadt hineinzuholen? Unsere große Aufgabe ist, mehr über die Wünsche, Interessen und Bedürfnisse dieser Menschen zu erfahren. Wo sind die Deckungsmengen der alten und der neuen Gropiusstädter - außer dem

gemeinsamen Grundbedürfnis nach Arbeit und Wohnung? Ist dies Sport? Schach? Singen? Können sich die vorhandenen Gruppen und Vereine ein offensives Sich-Öffnen vorstellen? Unsere Hauptaufgabe sollte sein, Begegnungen zu organisieren bzw. Anlässe dafür zu schaffen - Menschen miteinander ins Gespräch bringen, um die Angst vor den Neuen, Fremden zu reduzieren, emotionale Sicherheiten, Situationen des gemeinsamen Wohlfühlens zu finden. Wenn es uns gemeinsam gelänge, eine Ahnung davon zu schaffen, was "Zuhause sein in der Gropiusstadt" bedeutet, wären wir einen entscheidenden Schritt weiter."

- **Kultur als Netzwerkarbeit**

In Neukölln arbeiteten wir viele Jahre daran, ein Netz für Kultur zu entwickeln, ein sehr differenziertes und vielfältiges Netz. Bei dem Netze-Weben ging es nie um offizielle Kooperationsabkommen, sondern um inhaltliche Projekte. Das erste wichtige Netz war unser Projekt „Widerstand in Neukölln“, an dem wir seit 1982 über viele Jahre lang arbeiteten und an dem viele Neuköllner mitarbeiteten – Lehrer, Pfarrer, politisch Engagierte, Kollegen aus der Jugendförderung, der Musikschule, der Volkshochschule. Ein anderes wichtiges Netz war das Projekt „Mädchen in Sicht“, wo wir in Arbeitskontakt mit all denen traten, die in Sachen Frauen- und Mädchenkultur engagiert sind. Weiteres Netz: „Immer wieder Fremde – Kirchengeschichte in Neukölln“, wo wir mit fast allen Kirchengemeinden zusammenarbeiteten. Oder: „Zehn Brüder waren wir gewesen – jüdisches Leben in Neukölln“. Oder die Kinderoper „Pollicino“. Oder das Forschungs- und Ausstellungsprojekt „Schulreform“. Oder „Rixdorfer Musen, Neinsager und Caprifischer – Musik- und Theatergeschichte in Rixdorf und Neukölln“. Oder, ganz wichtig: „Kiez international“. In all den genannten Projekten – viele weitere könnten noch genannt werden – entwickelten wir gemeinsam Konzeptionen, durchkämpften die Mühen der Finanzierung, erfuhren Kritik und Unterstützung, und produzierten gemeinsam eine gemeinsame Sache. Die Kooperationsbeteiligungen waren sehr unterschiedlich und auch unterschiedlich gewichtig, aber das entscheidende war, daß wir eine dauerhaft belastbare gemeinsame Arbeitsgrundlage fanden, die auch dann, wenn das konkrete Projekt abgeschlossen war, hielt, denn man hatte sich kennengelernt. So wob sich im Laufe der Jahre ein Netz über das andere, man konnte auf frühere Arbeitsbeziehungen zurückgreifen. Aus den vielen kleinen Netzen wurde ein festes, stabiles Netz, das die Kulturarbeit in Neukölln weit über die eigentliche „Kulturszene“ hinaus trägt.

Logische Konsequenz dieser langjährigen, auf inhaltliche Arbeit gegründete Netzwerkarbeit war die Gründung des „Kulturnetzwerks Neukölln“ 1996, zu dem sich alle relevanten Kulturproduzenten Neuköllns zusammenschlossen, die öffentlich Geförderten wie die Freien, die Kunstproduzenten wie die soziokulturellen Projekte. Das heute nach außen am deutlichsten sichtbare Ergebnis dieser Arbeit sind die seit 1998 stattfindenden „48 Stunden Neukölln“, ein für Berlin einmaliges Projekt kreativer, kooperativer kommunaler Kulturarbeit.

Dieses Netz, das Grundlage und Ergebnis für die Neuköllner Kulturarbeit war, fehlte in der Gropiusstadt. Alle Versuche, Kultur zu etablieren, misslangen mehr oder weniger, weil sie von außen kamen und nicht vor Ort gestützt wurden.

Erste Kontakte ergaben sich durch Kooperationen mit Kirchengemeinden; die Orgelkonzerte in Martin-Luther-King konnten sich mit der finanziellen Unterstützung durch das Kulturamt etablieren, ihr Publikum fanden sie über die Kirchengemeinde. Das Neuköllner Kirchengeschichtsprojekt bezog die Experimente der Gropiusstädter Gemeinden mit ein – eine weitere zarte „Andockung“ entwickelte sich.

Doch erst 1996, als das Kulturamt nicht nur als Gast, sondern mit dem Standbein „Gemeinschaftshaus“ in der Gropiusstadt arbeiten durfte, begann ernsthaft der neue Weg. Wir begannen mit einer Nutzerkonferenz des Gemeinschaftshauses, bei dem all die, die in diesem Haus arbeiteten, gemeinsam eine neue Konzeption zu entwickeln versuchten. Für viele, wie für die Bibliothek oder die Kollegen des Sozialamtes, war es, obwohl sie unter einem Dach arbeiteten, das erste Mal, daß sie miteinander ins Gespräch kamen und von der Arbeit der anderen erfuhren. Ein wichtiges Ergebnis war die Entwicklung des „Tischtennisraums“ zum kleinen Veranstaltungssaal.

Die entscheidene Stufe wurde die „1.Kulturkonferenz in der Gropiusstadt“ im Herbst 1997, zu der wir alle Akteure einluden – Wohnungsbaugesellschaften, Schulen, Stadtteilgruppen, die Nutzer des Gemeinschaftshauses, Kirchengemeinden, Hobbygruppen, Parteien etc.. Viele waren da, viele, die bereit waren, für die Zukunft der Gropiusstadt Verantwortung zu übernehmen. Wissenschaftlich unterfüttert war die Kulturkonferenz durch ein Referat des jungen Geografen Matthias Geyer, der in seiner exzellenten Examensarbeit erstmals die genaue Sozial- und Mieterstruktur der Gropiusstadt und ihre Bewegungen erforscht hatte, so dass erstmals jenseits von viel zu allgemeinen Daten des Statistischen Landesamtes deutlich wurde, über wen und was wir eigentlich nachzudenken hatten.

Dringendes Bedürfnis und erstes Ergebnis der Kulturkonferenz war eine Verbesserung der Kommunikationsstruktur: Keinem gefiel das Etikett „Kulturwüste“; viele hatten das Gefühl, daß in der Gropiusstadt viel mehr Kultur stattfindet, man wisse nur nichts voneinander. Die regelmäßige Herausgabe einer Kulturinformation wurde beschlossen, die Gründung eines „Arbeitskreises Kultur in der Gropiusstadt“ geplant, der diese Information betreuen und herausgeben sollte. In dem „Arbeitskreis Kultur in der Gropiusstadt“ arbeiten seit dem Kulturamt/Gemeinschaftshaus, Vertreter der evangelischen und katholischen Kirchengemeinden, Wohnungsbaugesellschaften, Vertreter von Selbsthilfegruppen und interessierte Gruppen regelmäßig zusammen; ein weiteres Netz spannen Vertreter der Jugendarbeit mit der „Kiez AG“, in der wiederum Kulturleute vertreten sind. Ein weiteres kleines Netz umfaßt Projekte, die sich um die Integration der vielen Aussiedler kümmern, in dem das Kulturamt, das Diakonische Werk und der Beschäftigungsträger „Neuköllner Arbeit“ mit jeweils unterschiedlichen Schwerpunkten arbeiten. Eine enge Verzahnung all dieser Projekte und Initiativen ist gegeben. Ein Informations-Leporello „Kultur in der Gropiusstadt“ wurde entwickelt, in dem alle, die dies wollen, ihre Kulturveranstaltungen veröffentlichen können. An den Druckkosten beteiligen sich einige Wohnungsbaugesellschaften. Seit diesem Zeitpunkt werden alle relevanten Überlegungen, Planungen und Projekte für die Gropiusstadt in der „AG Kultur“ diskutiert, viele Initiativen gehen von ihr aus. Zugleich ist sie lokaler Informationspool für das, was nicht in den Zeitungen steht oder nicht dort stehen soll.

In diesem Kreis wurde auch der – nach der Kulturkonferenz – zweite wichtige Meilenstein für die Weiterentwicklung der Gropiusstadt erdacht und geplant, das Projekt „Gropiusstadt 2000 – die 2.Chance“. Dieses Projekt war nur möglich, weil es von dem neuen Netz in der Gropiusstadt getragen wurde, die Ergebnisse des Projekts ermöglichten zugleich entscheidende Netzwerkstabilisierungen und neue Partner.

Von großer Bedeutung für die weitere Arbeit wurde, daß die GEHAG unseren Gropiusstadt-Netzwerker Mathias Geyer als Stadtteilmanager einstellte. Dadurch wurde die GEHAG ganz selbstverständlich in das Netz aufgenommen; zahlreiche von der „AG Kultur“ angestoßene Überlegungen konnten nun im Rahmen der GEHAG realisiert werden. Damit waren nicht nur die Habenichtse im Netz, sondern auch der größte Wohnungseigentümer der Gropiusstadt. Die GEHAG finanzierte im folgenden eine Reihe von größeren und kleineren Kulturprojekten, die allein aus dem Budget der „AG Kultur“ nie möglich gewesen wären. Ein ehemaliges Waschhaus wurde zum Nachbarschaftszentrum umgestaltet, weitere sollen folgen. Die Konzepte dafür werden gemeinsam entwickelt, gemeinsam soll auch die

Betreuung laufen. Hierzu werden weitere Partner ins Netz geholt, wie das „Kulturnetzwerk Neukölln“, die „Neuköllner Arbeit“ und hoffentlich die Fachhochschule für Sozialarbeit „Alice Salomon“.

- **Soziokulturelle Arbeit als Motor und Innovation der Stadtentwicklung**

Ausgangspunkt des Projekts, das im Sommer 1999 begonnen wurde, war die Sorge über den Stillstand jeglicher stadtplanerischen Zukunftsüberlegungen und die Wahrnehmung eines objektiven und noch viel mehr subjektiven „Umkippens“ dieser Trabantenstadt, begründet in erheblichen Veränderungen der Mieterstrukturen, denen gerade diese Stadtregion nach der Wiedervereinigung unterworfen war, und dem konsequenten Wegsehen der politisch Verantwortlichen wie den Wohnungseigentümern, d.h. den großen Wohnungsbaugesellschaften, die zudem noch untereinander kommunikationsunfähig waren. Auf einer politischen oder verwalterischen Ebene war dieses Anliegen nicht durchsetzbar, dazu fehlten die Beziehungen zur Macht.

Doch wir wußten auch um die Möglichkeiten der Kultur: Kultur kann das Augenmerk der Öffentlichkeit auf Mißstände lenken, Kultur kann Probleme fokussieren und zuspitzen und sie damit verdeutlichen, Methoden insbesondere der soziokulturellen Arbeit können Menschen aktiv in Prozesse einbeziehen, in denen ihre Ideen und Erfahrungen formuliert werden, und Kultur kann Dialoge etablieren. Wenn es uns gemeinsam gelänge, eine Ahnung davon zu schaffen, was „Zuhause sein in der Gropiusstadt“ bedeuten könnte, und wie dies Zuhause sein so gelebt werden könnte, daß bei aller gewünschten Nähe, Gemütlichkeit und Kuschlichkeit doch Offenheit und Gastfreundschaft für Neues und Fremdes bleibt und die Lust, sich immer wieder neu einzurichten, hätten wir schon vieles erreicht.

Es ging uns **nicht** um „Kunst am Bau“ oder „Kunst im öffentlichen Raum“ – kosmetische Schönheitspflasterchen hätten nichts verändert an der Lebenssituation der Gropiusstädter. Es ging um das Anschieben von Zukunftsentwicklung, jedoch nicht auf der Ebene von Wohnumfeldverbesserungsmaßnahmen, bei denen die Interessen der Bewohner häufig eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Die Erfahrungen mit dem abgebrochenen Anlauf Mitte der 90er Jahre, bei dem Stadtplaner in Lehrbüchern nachlasen und dann auf dem Zeichenbrett ein paar neue Wege und Treffpunkte entwarfen (z.B. sollten Kulturläden aus dem so gänzlich anders strukturierten Nürnberg transferiert werden), steckten den Gropiusstädtern noch in den Knochen. Es ging um eine Materialsammlung für Zukunft.

Das Projekt „Gropiusstadt 2000“ umfasste eine Reihe von Projektbausteinen, die sich in unterschiedlicher Weise mit unterschiedlichen Methoden mit Identitätssuche und Identifikation auseinandersetzten.

Es wurde versucht, Gedankengänge in Bewegung zu setzen, die eine Annäherung an eine Strategie für eine sozialorientierte Stadtteilentwicklung ermöglichen. Der Handlungsbedarf sollte präzisiert und der von der Stadtplanung verwendete Begriff des „Prophylaxegebietes“ mit Inhalt gefüllt werden. Auf jeden Fall sollten Denkanstöße für die weitere Stadtteilarbeit gegeben werden. Entscheidend war es, die Mitverantwortung und Phantasie der Bewohner zu gewinnen. Strategien mussten gefunden werden, die weniger auf bauliche Veränderungen setzen – für diese sind kaum bauliche und/oder räumliche Möglichkeiten vorhanden, es sei denn, man reißt ab...- , sondern die soziale Prozesse in Gang setzen und die aus der Nachbarschaft heraus entwickelt werden.

Das zentrale Anliegen der soziokulturellen Arbeit ist, neben der Initiierung von Kommunikationsprozessen, die Förderung der Eigenaktivität und die Aktivierung kreativen Potentials. Über eigene Produktivität in ästhetisch-praktischen Feldern lassen sich Erfahrungen produzieren, die sinnstiftend sind. Wenn Wünsche, Phantasien, Identifikationen etc. mit Hilfe von ästhetischen Ausdrucksformen und künstlerisch-praktischen Tätigkeiten

bearbeitet werden, werden sie vergegenständlicht. Dadurch nehmen sie Gestalt an, können kommuniziert und von anderen wahrgenommen und vielleicht auch realisiert werden. "Gropiusstadt 2000" sollte in seinen verschiedenen Projektdimensionen dazu beitragen, die Wünsche und Ideen der Gropiusstädter für die Zukunft ihres Stadtteils erfahrbar und kommunizierbar zu machen, um sie dann Stadtplanern wie den Wohnungseigentümern als "Ideenfundgrube" zur Verfügung zu stellen. Zugleich sollte das Projekt die Identifikation der Menschen mit ihrem Wohnumfeld intensivieren. Der potentielle Stolz, Gropiusstädter zu sein, schien uns Voraussetzung für eine produktive Zukunftsdiskussion. Dabei versuchten wir grundsätzlich mit dem Ansatz der "positiven Verstärkung" zu arbeiten: Was schlecht ist, wird ständig beredet und ist überall präsent – wir wollten herausfinden, was Menschen positiv mit der Gropiusstadt verbindet, was sie schön finden, was sie lieben (und davon gibt es einiges), was sie für entwicklungsfähig halten, in der Hoffnung, daß diese positiven Faktoren Ansatzpunkte für Stadtplaner, Architekten, Wohnungsbaugesellschaften und die politisch Verantwortlichen sein können.

Die Projektbausteine:

a) „Schöne Ecken“

Stadtentwicklung will im Regelfall Schlechtes besser machen. Das ist gut so, aber oft geht Schönes oder gut Funktionierendes dabei verloren und/oder wird durch vermeintlich Schöneres, aber nicht Funktionierendes ersetzt. Bewohner werden kaum gefragt, zudem hat Bewohnerkompetenz gegenüber städteplanerischer Fachkompetenz wenig Chancen.

Was auf einer oberflächlich sichtbaren Ebene verbesserungswürdig ist in der Gropiusstadt, ist beklagt und bekannt. Was aber **schätzen** die Gropiusstädter, warum leben viele von ihnen im Grundsatz gern hier? Was sollte erhalten, ausgebaut werden?

Dafür steht die Metapher der "schönen Ecke". Viele Gropiusstädter haben uns ihre „schöne Ecke“ fotografiert. Animiert hat sie dabei der Künstler Rainer Wieczorek. Das Ergebnis waren etwa 200 Fotos und Fotoserien. Viel Grün, Spielplätze, Ausruhemöglichkeiten, aber auch der schöne Blick aus dem Hochhaus, ein vergessenes Eckchen mit Wildkräutern, die wenigen Plätze, die Treffpunktcharakter haben, spielende Kinder sind zu entdecken. Erstaunlich war die hohe Präsenz der „Gropiuspassagen“, die unter Altaktivisten der Gropiusstadt durchaus umstrittene große Einkaufspassage. Sie erfüllt inzwischen offenbar eine der am meisten vermißten Qualitäten der Gropiusstadt, nämlich einen Hauch von Urbanität.

Viele der „schönen Ecken“ werden in diesem Buch – abgesehen von der Ausstellung im Jahr 2000 – erstmals öffentlich dokumentiert, in der Hoffnung, hier von denen, die es angeht, wahrgenommen zu werden.

b) "Viele Grüße aus der Gropiusstadt"

Aus der Gründerzeit der Gropiusstadt entdeckten wir im Archiv des Heimatmuseums bemerkenswerte Ansichtskarten, die die Gropiusstadt als Verschnitt von Manhattan und Mittelmeer zeigten. Sie waren alle vergriffen, Nachfolgemodelle waren nicht erschienen. Gab es nichts optisch Mitteilenswertes mehr aus diesem markanten Wohnquartier Berlins? Ist Gropiusstadt abgehakt?

Ein Fotowettbewerb sollte diesem Anschein auf den Grund gehen: Gesucht wurde die Ansichtskarte des Jahres 2000 - das Bild, die Impression, das Gefühl, das man schon immer mal aus der und über die Gropiusstadt mitteilen wollte oder zumindest bemerkenswert findet. Die Beteiligung übertraf unsere pessimistischen Erwartungen weit. Aus über 130 Einsendungen - fast alle kamen aus der Gropiusstadt - wurden die sechs interessantesten Motive ausgewählt und zu einer neuen Ansichtskartenserie zusammengestellt: Tausende von

„Grüßen aus der Gropiusstadt“ können nun wieder von Schönem und Bemerkenswertem aus dem Berliner Süden berichten.

Diese Bilder waren zugleich Indiz dafür, wie die Gropiusstadt als Gesamtquartier wahrgenommen wird - Wahrnehmungen, die bei der Diskussion um ein neues Leitbild hilfreich sein können. Eine zentrale Rolle spielt der Blick ins Grüne aus den Hochhäusern mit der Silhouette der Wolkenkratzer – bei Sonnenauf- und Untergang, bei Morgennebel, bei Nacht: Gropiusstadt ist in seiner Stadtgestalt markant. Dies ist eine großartige Steilvorlage für diejenigen, sich um Identität und Identifizierungen dieser Trabantenstadt kümmern wollen.

c) "Galerie der Gropiusstädter"

Der Fotograf Thomas Kretzschmar portraitierte monatelang Gropiusstädter. Erstrebt war ein möglichst repräsentativer Einblick in die Bevölkerung, jedoch mit dem Hintergedanken, damit den neuen, weltoffenen, internationalen Gropiusstädter zu propagieren. Die "Ureinwohner" tauchen ebenso auf wie die neu Zugezogenen nicht-deutscher Herkunft oder Kultur, die Alten wie die ganz Jungen, der Polizist wie die Verkäuferin, Lehrer und Schüler, Aussiedler aus den GUS-Staaten wie der türkische Obsthändler, der Pfarrer wie der Hausmeister. 50 dieser Portraits tauchten als **Open-Air-Galerie**, sehr stark vergrößert (2x2 m) an Hochhausfassaden, Parkdecks, Dächern und wo auch immer auf, – so, wie normalerweise nur Werbeschönheiten und Politiker im Wahlkampf im Stadtraum präsent sind. Eigentlich hätten diese Portraits mindestens doppelt so groß sein sollen; Claudia Schiffer hatte es am Turm der Gedächtniskirche leichter. Wir hatten aber auch keinen Kosmetikkonzern als Financier im Hintergrund, sondern sehr bescheidene Projektmittel, die wir beim „Fonds Soziokultur“ und bei der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung zusammengebettelt hatten. So erinnerten die Portraits an den sehr hohen Häusern eher an Briefmarken. Doch auch ein Briefmarkenportrait ist etwas besonderes. "Wir, die Gropiusstädter, sind bemerkenswert": Diese Botschaft wirkte nach innen wie nach außen. Stolz führte man Freunde und Bekannte zu seinem Portrait, entdeckte plötzlich die russische Nachbarin und das türkische Baby von nebenan.

Diese drei künstlerischen und/oder soziokulturellen Projekte stellten die "Schauseite" eines sehr umfangreichen Projektes dar.

Ein weiteres Mosaiksteinchen des Projekts war ein Werkstattseminar der Universität Cottbus, FB Stadtplanung/Architektur, in dem Studenten eine Woche lang in leeren Wohnungen der Gropiusstadt wohnten und Zukunftsplanungen entwickelten. Ihr Thema war der Umgang mit dem öffentlichen Raum in der Gropiusstadt und dessen mögliche Veränderung. Von Abriss bis Verdichtung wurde alles gedacht.

Weitere Teile des Projekts waren Ausstellungen, Konzerte, eine lange Nacht des Films und vieles andere. Es gelang erstmals in der Geschichte der Gropiusstadt, in die Projektplanung und Vorbereitung all die staatlichen oder freien Träger, Kirchen, Schulen, Initiativen, die kulturell aktiv sind, zu bündeln. Das Ergebnis strafte das Gerede von der "Kulturwüste Gropiusstadt" Lügen.

Bewußt weniger öffentlich, deshalb nicht weniger wichtig war eine Gesprächsreihe, die zusammen mit der „Lokalen Agenda 21“ zur ökologischen, ökonomischen und sozialen Zukunft der Gropiusstadt durchgeführt wurde und die nach dem Agenda-Prinzip versuchte, Regierungs- und Nichtregierungsvertreter an einen runden Tisch zu bekommen - auch dies war für die Quartiersebene neu. In den Expertenrunden – wobei der Gropiusstädter Mietervereinsvertreter ebenso Experte war wie der Urbanist von der TU, der Polizist aus dem Gropiusstädter Polizeiabschnitt ebenso kompetent seine Erfahrung einbrachte wie der Verkehrsexperte aus dem Abgeordnetenhaus – gelang es, Menschen miteinander ins Gespräch zu bekommen, die nie daran gedacht hatten, daß ein solches Gespräch sinnvoll und möglich sein könnte. Die Fahrradwegpolitik war genauso wichtig wie das Selbstmörderhochhaus, die

Erfragung der spezifischen regionalen Arbeitslosigkeit ebenso wie die Geschäftspolitik des größten innerstädtischen Einkaufszentrums, der „Gropiuspassagen“, die von den Hütern der Umwelt in Neukölln gehasst werden. Für die Streiter der Kiezgruppen brachte dieses Projekt auch eine etwas betrübliche Erfahrung, weil plötzlich etwas in Bewegung geriet, was ihnen trotz vieler Bemühungen nicht gelungen war: Es wurde differenziert mit sehr unterschiedlichen Ausgangspositionen um Problemlösungen gerungen – in einer Öffentlichkeit, die die Fokussierung des Gesamt-Kulturprojektes möglich gemacht hatte, in einer Direktheit und aus einem unüblichen Blickwinkel heraus, den die Kultur nicht scheute herauszufordern. Die Kultur etablierte einen Kontakthof, der rege genutzt wurde.

Zum Abschluß des Projekts wurden Senatsvertreter, Bezirksamt und Wohnungsbaugesellschaften als Eigentümer mit den Arbeitsergebnissen konfrontiert. Das Wunder geschah: Erstmals ist in die Gropiusstadt Bewegung gekommen, und zwar nicht auf der voluntaristischen, sondern auf der faktischen Ebene. Was alle Versuche von Wohnumfeldverbesserungsmaßnahmen der Vergangenheit nicht schafften, geschieht seit dem nach und nach – und vor allem kümmert man sich erstmals um die Menschen, nicht nur um Müllcontainer. An Zukunft wird gearbeitet, nachhaltig.

Diese Arbeit ist noch längst nicht beendet. Bei den round tables und in der Abschlussdiskussion wurde das große Zukunftsproblem sehr deutlich: Sind die Menschen der Gropiusstadt in der Lage, sich für Neues und Neue zu öffnen? Die Meinung eines Diskutanten, daß „hier jetzt jeder Abschaum hinziehe“, steckt allen, die dies miterlebten, in den Knochen. Deshalb ist eines der großen Themen des „Arbeitskreises Kultur“, wie Einbunkerungsmentalität und Fremdenfeindlichkeit zugunsten einer Zukunftsfähigkeit, die Internationalität beinhalten muß, abgebaut werden kann. Ohne Moralkeulen zu schwingen versuchen wir Alternativen zu setzen: Wir etablierten – im Rahmen von „48 Stunden Neukölln“ – das „Internationale Spielefest“, in denen Gruppen und Initiativen unterschiedlichster kultureller Prägung ihre Spiele präsentieren und zum Mitspielen einladen; aus diesen Kontakten entwickelten sich Nationalitätenabende, in denen Kultur&Essen der Anderen erlebt werden kann, im Rahmen des 40. Geburtstages der Gropiusstadt soll es eine lange, lange Kaffeetafel geben, zu der Gropiusstädter sich und die „Neuen“ einladen werden.

- **Kunst: Kern für Innovation**

Der Name der Einrichtung, die an diesen Entwicklungen maßgeblich beteiligt ist, lautet zwar nicht mehr „Kunst“-, sondern „Kulturamt“ – sie versteht sich nicht mehr nur für Kunstproduktion und –präsentation zuständig -, Kunst bleibt jedoch im Mittelpunkt unserer Arbeit. Kunst – ästhetisch gestaltete Realität, die eine andere ist als die naturgegebene oder zufällige Schönheit; Kunst als Ort des Neuen, Kunst als Utopie, Aufklärung, Kommunikation, Kunst als Inbegriff des ästhetischen Wohlgefallens, aber auch der Provokation und des Ärgernisses: Beschäftigung mit Kunst, Intervention durch Kunst läßt Fragen stellen, Neues denken. „Mehr sehen“ – diese Chance bietet Kunst, und diese Chance muß jeder Mensch nutzen können. Mehr sehen, Neues wahrnehmen, Scheuklappen ablegen, neugierig werden, offen werden für neue Sichtweisen, für andere Kulturtraditionen, für andere Menschen: Die Überzeugung, daß Kunst dies leisten kann, anders – und besser – als andere Medien, andere Wissenschaften, andere Methoden, ist eine entscheidende Grundüberzeugung, die die Arbeit des Kulturamtes Neukölln prägt. Dies ist auch der Grund dafür, daß in den von uns betreuten Arbeitsfeldern, die sich eher soziokulturell orientieren, in denen es um die Begegnung zwischen Menschen und Kunst geht, in denen es darum geht, kreative Potenzen in denen, die nicht Künstler sind, zu wecken, immer Künstler dabei sind, sei dies in den Senioren-Kulturprojekten des „Dritten Frühlings“ oder bei den „Schönen Ecken“ der „Gropiusstadt 2000“.

Stadtteilkulturarbeit darf nicht die Reduktion auf „Blockflöten im Kiez“ – als Synonym für Mittelmäßigkeit des Anspruchs – bedeuten, sondern muß in ihren Methoden genau so professionell qualitätsbewußt arbeiten wie dies in anderen Bereichen von Kultur notwendig ist. Die Methoden aber sind andere, auch die Ergebnisse sind anders. Die Gewähr für die Erfüllung dieses Anspruchs bietet am ehesten die gemeinsame Arbeit von professionellen Künstlern mit den Bürgern, die dies wollen und die sich erproben und entdecken können. Stadtteilkulturarbeit, kommunale Kulturarbeit ist keine Bespielungsaktion, sondern eine Herausforderung von Kreativität, Können und Qualität.

Die Bedeutung von Kunst und Kultur im Kontext von Stadtteil-Kulturarbeit reduziert sich jedoch keineswegs auf soziokulturelle Projekte, wie sie seit vielen Jahren und (meist sinnvoll) praktiziert werden; Projekte, bei denen weniger das ästhetische Ergebnis als vielmehr der kreative Entstehungsprozess von Bedeutung ist. Es ist in Ordnung, wenn immer wieder Brandwände von Senioren bemalt werden und bespielbare Skulpturen mit Kindern entwickelt werden, doch hiermit ist die Kraft von Kunst als Motor für Innovation keineswegs erschöpft. Wesentliche Aufgabe von Kulturarbeit in einer Kommune kann und muß es sein, Kultur als Motor offensiver Zukunftsentwicklung einzubringen und Versuchsanordnungen zu entwickeln, in denen dies realisierbar ist und damit den anderen, möglicherweise fremden, störenden, aufklärerischen Blick der Kunst einzufordern und ihn in die Debatten um die Zukunft unserer Städte zu Worte kommen zu lassen.

In Deutschland gibt es in den meisten Kommunen nach wie vor Probleme, die Kultur von vornherein als Aktionspartner in Stadterneuerungsprozesse umfassenden Charakters einzubeziehen, Die Praxis in den USA und auch europaweit hat längst bewiesen, welche starken, neue Wege des Zusammenlebens in und Gestaltung der Kommune suchendes Potential von Künstlern eingebracht werden kann; Projekte der Rockefeller und der Getty Foundation in den USA, Forschungs- und Aktionsansätze des Europarats, gezielt untersucht in Lyon, Brüssel, Birmingham, Newcastle und anderen Städten ergründen und belegen die Funktion von Kultur und Kunst in - nicht nur, aber insbesondere - sozial und ökonomisch randständigen Kommunen als Kern für Zukunft. In Deutschland fällt Kooperation verschiedener Ämter, Senatsverwaltungen, Ministerien offenbar sehr viel schwerer. So sind in Frankreich in dem „Ministerium für Stadt“ alle notwendigen Kompetenzen für Stadtentwicklung gebündelt und koordiniert – selbstverständlich auch die Kultur.

In der Praxis, vor Ort funktioniert dies auch hierzulande manchmal besser, weil langsam auch Stadtplaner akzeptieren, daß zum einen Kultur und Kunst einen neuen, manchmal recht fremden, verqueren Blick auf die Stadt, das Quartier ermöglichen, und daß zum anderen Kunstprojekte eine sinnstiftende, aktivierende Funktion für viele Menschen haben können, daß die gerade in Problemzonen verlorene Identität und Identifikation durch Kulturprojekte entwickelt und aufgebaut werden kann.

Eine Idee von Künstlern aufgreifend gingen wir im Jahr 2001 mit dem Projekt „Areale Neukölln“ in die Offensive: Wir luden 17 Künstler bzw. Künstlergruppen ein, eine Folge von temporären Kunstprojekten in unserem Bezirk zu realisieren. In einer Findungsphase lernten die Künstler Neukölln kennen, sie konnten Einblicke nehmen in seine topografische, soziale, mentale Verfasstheit. Da während dieser Phase gerade das Projekt „Gropiusstadt 2000“ stattfand, besuchten die Künstler auch unsere Hochhaus-Trabantenstadt und beschäftigten sich intensiv mit den dortigen Gegebenheiten. Einige der Künstler wählten dann auch die Gropiusstadt als Projektort.

Die eingereichten Projekte riefen zunächst vor allem Kopfschütteln hervor, natürlich war auch von Geldverschwendung die Rede: Ein Künstlerpaar machte Urlaub in Neukölln (Weiße Umwelt), wie in Kaufhäusern die Toilette wurde ein Block regelmäßig von einer Künstlerin begangen und diese Begehung in entsprechenden Sichtkästen dokumentiert (Kirsten Kaiser), an der Karl-Marx-Straße konnten aus Zeitungskästen Kopien von Karl-Marx-Aufsätzen entnommen werden (Hans-Jörg Tauchert), im Britzer Garten konnte man sich in Hängematten

und Liegestühlen drei Tage lang der Meeresbrandung hingeben (Chantal Labinski), in einer Eckkneipe konnte man eine „Glastasche“ reservieren und in dieser Kabine ohne Gestank und Lärm in der Kneipe sitzen, beobachten und beobachtet werden (Christian Hasucha). Zwei der bemerkenswertesten und meistdiskutierten Projekte fanden in der Gropiusstadt statt: Hier wuchs ein „Salatfeld, so groß wie ein Hochhaus“ auf einem Rasen an der Severingstraße 1 (Helmut Dick), an einem Abend im September, in der „Grünen Nacht“ erstrahlte ein markantes Hochhaus der Gropiusstadt am Sollmannweg 2 in einer leuchtenden Farbe: In so gut wie allen der 140 Wohnungen waren die Mieter bereit gewesen, ihre normalen Leuchtmittel gegen grüne Birnen einzutauschen (Seraphina Lenz). (Zum Vertiefen: www.areale-neukoelln.de)

Künstler haben die Herausforderung Neukölln als Kontext für Kunst angenommen und kommentierten diesen Kontext auf ihre Weise – den sozialen, den regionalen, den urbanen, den verqueren, den schönen und den häßlichen. Sie ließen uns Stadtraum anders erfahren. Das punktuelle Kopfschütteln verwandelte sich bei vielen in Erstaunen, Verblüffung und in eine andere Wahrnehmung der bislang einfach so hingenommenen Normalität. Auch Ablehnung ist eine solche Wahrnehmungsveränderung.

Dieser Prozess ließ sich beispielhaft gerade in der Gropiusstadt verfolgen. Insbesondere das „Salatbeet, so groß wie ein Hochhaus“ wurde zunächst als Blödsinn und reine Geldverschwendung kommentiert. Die Anwohner beobachteten den gesamten Prozess von der Aufbereitung des Feldes, der Anpflanzung des Salats, der ständigen Pflege – der Künstler war jeden Morgen ab 5.00 Uhr anwesend, goss, sammelte Schnecken ab, jätete Unkraut – bis hin zur Ernte, die für jeden, der dies wollte, mitten in der Großstadt frischen Salat bescherte. War es zunächst die Anerkennung der professionellen Gärtnerarbeit, die der Künstler (und gelernte Gärtner) leistete, erschloss sich den Bewohnern mehr und mehr die Idee der Konfrontation unterschiedlichster Welten, gewisse Parallelitäten zwischen Salatköpfen und Hochhausbewohnern und der ästhetische Reiz der Situation. Die Ernte wurde zu einem großen Fest; die Haltung der Anwohner zu dem Kunstprojekt hatte sich im Laufe der Wochen stark verändert. Sicher ist noch nie so viel über Kunst diskutiert worden in der Gropiusstadt wie anlässlich des Salatfeldes.

Auf die Kooperationsbereitschaft setzte mutig die Künstlerin Seraphina Lenz mit ihrer „Grünen Nacht“. Wochenlang war sie in dem Hochhaus am Sollmannweg unterwegs und umwarb die Mieter, sich an dem Projekt zu beteiligen – schließlich waren es ihre Lampen, die grüne Birnen erhalten sollten. Diese Hausbesuche führten zu einer Mieterkommunikation eigener Art – beteiligt man sich oder nicht, wie könnte man den Nachbarn, die Nachbarin überzeugen bis hin zu „Wehe, wenn Du Dich nicht beteiligst...“. Teamgeist zwischen Menschen, die sich vorher gar nicht kannten, entstand. Als die „Grüne Nacht“ anbrach, war vor dem Haus Feststimmung. Die GEHAG hatte Würstchen und Bier spendiert, und je dunkler es wurde, desto grüner wurde das riesige Haus. Fast alle Mieter hatten sich daran beteiligt, sie freuten sich über „ihr Kunstprojekt“. Foto- und Videoapparate hielten das Ereignis fest. Das ästhetische Ergebnis war überzeugend, das soziale ebenfalls. Und dieses hat das Haus und seine Menschen ein wenig verändert.

Die „Areale“ und Neukölln trafen in einem günstigen Augenblick zusammen. Zu Partnern wurden eine neue Politik der Stadtentwicklung, eine mentale Veränderung der Wohnungsbaugesellschaften und neue Kunstkonzepte.

Nach Jahrzehnten völliger Vernachlässigung des Bezirks durch die Landesregierung, gepaart mit mangelnder Eigeninitiative des Bezirks selbst, erhielt Neukölln mit dem Senatskonzept „Soziale Stadt“ eine zweite Chance. Man erkannte die bittere Notwendigkeit, in einigen Quartieren aktiv zu werden, um sie vor dem endgültigen sozialen und ökonomischen Kollaps zu retten. Beeinflusst von Handlungskonzepten in den USA, insbesondere in New York, begann man vor zwei Jahren mit einem besonderen Förderungsprogramm, der „Sozialen Stadt“, deren Ziel es insbesondere ist, in sozialen Brennpunkten mit Anschubhilfe von außen

Hilfe zur Selbsthilfe zu organisieren. Leider ist es bislang nicht gelungen, auch die Gropiusstadt zu einem der Schwerpunktquartiere zu deklarieren, aufgrund politischer Auflagen (und aufgrund des ökonomischen Drucks, den Wohnungsleerstand auslöst), werden jedoch zumindest die großen Wohnungsbaugesellschaften nun selbst aktiv.

Kulturarbeit war ursprünglich nicht vorgesehen in dem Programm „Soziale Stadt“ (warum sollte eine Senatsbauverwaltung auch über Kultur nachdenken, geschweige denn mit der zuständigen Fachverwaltung reden – was Franzosen, Engländer, Belgier, Spanier schon längst machen, muß für die Kulturnation Deutschland noch lange nicht gut sein!), doch in der Zwischenzeit haben gerade die Quartiersmanager die Kraft von kulturellen Netzwerken und die aktivierenden Möglichkeiten von Kulturprojekten erkannt, nicht nur für die einzelnen Menschen, sondern als identitätsbildende Kraft der Nachbarschaft. Viele kleine und größere Kulturprojekte sind inzwischen in diesen Quartieren (nicht nur in den Neuköllnern!) entstanden, die kaum jemand zuvor für möglich gehalten hätte. Das Konzept der „Sozialen Stadt“ belegt, was möglich ist, wenn richtig und an den richtigen Orten der Mikrokosmos eines Quartiers unter die Lupe genommen wird und die in der üblichen größeren Perspektive unsichtbaren Strukturen ermutigt und bekräftigt werden.

Der andere notwendige Partner für die Areale Neukölln waren Künstler, deren Selbstverständnis sich verändert hat sowie parallel dazu Veränderungen im gesellschaftlichen Verständnis von Kunst und Kunstprozessen, die sich in Richtung auf Konzeptkunst entwickelt haben. Nach Jahren gesellschaftspolitischer Abstinenz haben Künstler Tafelbild sein lassen und begonnen, den sozialen Raum als ihr Atelier der anderen Art zu verstehen, nicht mit dem Ziel, das auratische Kunstwerk mit Ewigkeitswert zu schaffen, sondern als Think tank, und als Indikator für soziale Spannung und Stolperstein. Es geht hier um Kunst, die nicht an klassischen Schönheitsbegriffen orientiert ist, die gar kein „Werk“ im klassischen Sinne sein will, uns aber Augen öffnet, Fragen stellen läßt und vor Fragen stellt, die uns in die Zukunft führen.

Die Arbeiten dieser Künstler war zwar temporär, nachhaltig aber ist ihre Wirkung: Das „Salatfeld“ oder das „Grüne Hochhaus“ z.B. sind bereits jetzt in die Gropiusstädter Geschichte eingegangen und haben heftig Meinungen über Kunst angekratzt – gleichzeitig aber in den sozialen Kontext ihres Realisierungsraumes hineingewirkt, ohne auch nur im entferntesten das zu sein, was man gemeinhin unter „Soziokultur“ versteht.

Das „Areale“-Projekt findet seine Fortsetzung: Nicht zuletzt aufgrund der „Grünen Nacht“ hat Seraphina Lenz ein Gutachterverfahren für ein „Kunst-im-Öffentlichen-Raum“-Projekt im Wederpark mit ihrer „Werkstatt für Veränderung“ für sich entschieden, dort, wo die Autobahn zwischen Herrmann- und Karl-Marx-Straße ein Quartier vollständig verändert hat.. Die Jury hat sich in diesem Sanierungsgebiet nicht für ein traditionelles Kunstobjekt votiert, sondern für einen künstlerischen Prozess im sozialen Kontext: Ein Ziel dieses Prozesses ist es, einen komplizierten, noch künstlichen Stadtraum künstlerisch zu konturieren, das andere Ziel aber ist es, Bürgerengagement und Bürgeraktivität herauszulocken. Viele der von Frau Lenz geplanten Teilprojekte sind temporärer Art, sie werden kurzfristig präsent sein und dann wieder verschwinden – nicht verschwinden aber wird das, was während der Projektarbeit mit und in den beteiligten Menschen geschehen wird. Deshalb ist ein solches Kunstprojekt hervorragend geeignet für ein Sanierungsgebiet wie „Neu-Britz“, das sich ja über die Jahre hinweg als eigenes Quartier mit eigenem Gesicht entwickeln soll. Wenn dies gelingt, so hat der massive Eingriff durch den Autobahnbau möglicherweise eine positive Entwicklung für eine der diffusen Regionen Neuköllns eingeleitet.

Eine andere Fortsetzung ist die Initiative der GEHAG, eine kleine Wohnung temporär für Künstler zur Verfügung zu stellen, die Kunstprojekte für die Gropiusstadt entwickeln werden. Ein Kurator lädt Künstler ein, die sich der Herausforderung von Kunstinterventionen in der Gropiusstadt stellen wollen. Wenn das jeweils entwickelte Konzept überzeugt und in seinen

Finanzdimensionen realisierbar ist, so wird es umgesetzt. Damit ist – zumindest auf absehbare Zeit – Gropiusstadt ein Ort für Avantgardekunst.

So ist das Projekt „Areale“ zu einem großen, nachhaltigen Kunst-Stadtteilkulturprojekt der ganz anderen Art geworden, so wie es sich der Zukunftsforscher Robert Jungk einst vorstellte: „Die große Aufgabe der Kunst ist es, die Gesellschaft ständig zu konfrontieren mit anderen Möglichkeiten.“(1974). Diese Aufgabenstellung wählen wir gerne zum Motto der Kulturarbeit in Neukölln – und damit natürlich auch in der Gropiusstadt.

(Veröffentlicht in: Dorothea Kolland (Hrsg.): Der lange Weg zur Stadt. Die Gropiusstadt im Umbruch. Kramer-Verlag, Berlin 2002)